

J. H. LORRENZ.

## Die Hungersnot

in den mennonitischen Kolonien in Süd-Russland, mit besonderer Berücksichtigung der Kolotichna-Kolonie

G. H. Peters

9580  
Mennonitische  
Forschungsstelle  
Weierhof

Zz  
Kel 34.2  
135

J. H. Lehmann.

Die Hungersnot

Alle Rechte vorbehalten.

## Die Hungersnot.

in den mennonitischen Kolonien in Süd-Rußland, mit besonderer Berücksichtigung der Wolotschna-Kolonie und die Amerikanisch Mennonitische Hilfe (A. M. H.) wie sie ein Mennonit aus Rußland gesehen hat.

Kurz dargestellt von  
G. H. Peters  
im Herbst 1923.

Zu beziehen durch:

Mennonite Publishing House  
Scottsdale, Pa.  
und  
Kundschau Publishing House  
672 Arlington St.  
Winnipeg, Man.

(Preis 50 c.)

Inv.-Nr.  
25008

Kel

34.253

Pe



Im „Kampf ums Dasein“ ging das Reich zu Grunde  
und von dem Kampf erwartet man das Heil. . .  
Wenn doch die Welt erkennen wollte,  
daß durch „Hilfe im Dasein“ wird ein besseres Teil!

„Einer trage des Andern Last. . .“ (Paulus).

Etlliche Jahre vor dem schrecklichen Weltkriege kam ich  
von einer größeren Reise durch etliche Staaten West-Europas  
wieder in meine Heimat, in das schöne reiche Wolotschna-  
tal in Süd-Rußland zurück. Ich hatte einmal wieder ge-  
sehen, wie die Menschen es in andern Ländern treiben,  
Manches dort hatte meinen Beifall, anderes wieder ge-  
fiel mir nicht. Jedes Land hat bekanntlich seine Licht- und  
Schattenseiten. Als ich nun wieder die lange Reihe der  
schönen Wolotschnadörfer vor mir liegen sah, umsäumt  
von grünen Wäldchen und Fruchtgärten, verbunden mit  
langen Baumalleen, umgeben von wogenden Getreide-  
feldern, so weit das Auge reichte, und das alles im hellen  
Sonnenschein in den blauen Himmel hinaufleuchtend; als  
ich mir dann noch in Gedanken vorführte, was wir alles  
befassen an Kulturgütern allerlei Art, — da hob sich mei-  
ne Brust doch etwas vor Stolz: Unsere Wolotschna-Kolo-  
nien! Und ohne sich besonders zu erheben, wir hatten wohl  
Ursache, etwas stolz zu sein auf unsere Wolotschnakolo-  
nien. Mit mir im Wagen saß ein Reichsdeutscher, ein  
Handelsreisender aus Berlin. Wie ich meine Blicke über  
die Bilder vor mir schweifen ließ, richtete sich mein

Mitreisender an mich: „Sehen Sie das alles? Das sind mennonitische Dörfer. Ich war dort schon einmal. Die Leute stammen aus Preußen oder, wenn man weit genug zurückgeht, aus Holland. Ich sage Ihnen, so reiche wohlgeordnete Dörfer habe ich noch nirgends gesehen. . .“

Mit dem Namen „Kolotschna-Kolonien“ bezeichnet man gewöhnlich die sechzig mennonitischen Dörfer der Bezirke, russ. Wolosten Salbstadt und Gnadenfeld. Nur elf Dörfer, darunter Halbstadt, liegen am Kolotschna-Flusse, welcher in den Kolotschna-See, einem Teil des Kowischen Meeres, mündet. Alle andern Dörfern liegen an den Nebenflüssen der Kolotschna. Ungefähr 125,000 Desjatinen (1 Desjatine = 2½ Acre) fruchtbaren Landes gehörten den Dörfern. Die Einwohnerzahl betrug damals vielleicht bei 17,000. Zumeist waren es Mennoniten, dann gab es aber auch viele Lutheraner, Katholiken, Russen u. a. Die Landwirtschaft lag in Händen der Mennoniten. Die andern Völkerschaften trieben Gewerbe und Handel oder verrichteten sonstige Arbeiten. Landwirtschaft, Viehzucht, Gartenbau, Gewerbe und Handel standen in hoher Blüte, und die Kolotschna war reicher, als die andern Gebiete ringsherum. Auch hob sie sich in kultureller Hinsicht über ihre Umgebung hervor. Das Schulwesen machte große Fortschritte. Jedes Dorf hatte eine gründliche Volksschule. In jeder Wolost gab es mehrere Zentralschulen. Ein gutes Lehrerfeminar sorgte für tüchtige Lehrer. In Halbstadt befanden sich zwei Mittelschulen, eine für die männliche, eine für die weibliche Jugend. Es gab dort eine Taubstummenschule, ein Waisenhaus, ein Altenheim, mehrere Krankenhäuser, eine Anstalt zur Ausbildung von Krankenschwestern und andere Anstalten.

Die meisten Einwohner gehörten dem Mittelstande an.

Gewerbetreibende hatten ihr gutes Auskommen. Arme gab's in den meisten Dörfern nur wenige. Ein jeder fand lohnende Arbeit.

Die Kolotschna-Kolonie ist die größte in ihrer Art in Süd-Rußland. Weitere größere Siedlungen sind: die Alte Kolonie, Nikolajopol, Grünfeld im Jekaterinoslawer Gouvernement, Sagradowska im Cherson. Gouvernement, New-York und Memrik im Wodnamter Kreis. Außer diesen größeren Kolonien gibt es noch eine Anzahl kleinerer und ganz kleiner Siedlungen in verschiedenen Gebieten der Ukraina. Besonders viele Mennoniten gibt es dann noch in der Krim, die heute eine Verwaltung für sich hat. Die reiche Schönfelder Wolost existiert nicht mehr. Die Einwohner wurden vertrieben, ihre Wohnungen zerstört und das Land unter den Russen verteilt.

Alle mennonitischen Ansiedlungen, ob größere oder kleinere, ragten hoch über ihre Umgebung hervor.)

Wer hätte es damals geglaubt, daß diese Dörfer, so stolz und so reich, nach ungefähr zehn Jahren arm sein würden, Hunger leiden könnten? Wer hätte es damals gewagt, vorauszusagen, daß in diesen Dörfern, die sozusagen, keine Mißernte mehr kannten, die jährlich viel, sehr viel Getreide, besonders Weizen, und manches andere, auf den Markt warfen, Menschen vor Hunger sterben würden?

Und doch . . . ! Es ist so weit gekommen.

Nach etwas mehr als zehn Jahren nach jener Zeit ging der bleiche Hunger, gehüllt in Lumpen, durch unsere Dörfer, unbarmherzig, grauenerregend.

Die vier apokalyptischen Reiter — Krieg, Revolution, Hunger und Pestilenz — zogen durch Rußland. Sie verschonten auch unsere Kolonien nicht. Sie zogen nicht nur durch, sie ließen sich für lange Zeit ganz häuslich nieder

Nach und nach — in irgend einer Form befehten diese grausigen Gesellen fast jedes Haus. Ueberall verlangten sie Einlaß und machten sich breit. Und wo sie erst einmal eingekehrt waren und fester zugriffen, da war's um die Leute geschehen. Wo nicht so lange zurück vorwärtsdrängendes Leben wogte, da war's nun stille und leer. Wo der Frohsinn aus- und einging, da hörte man nun Klagen und Weinen. Manah ein Sterbelied ist in jenen Tagen gesungen worden. Vielen aber konnte auch dieser letzte Viebesdienst, so bescheiden er war, nicht erwiefen werden.

Ja, es ist schwer über unsere Dörfer gekommen. Viele Dörfer und eine ganze Kolost (Schönfeld) gehören der Vergangenheit an. Sie sind, wie man so sagt, dem Erdboden gleichgemacht worden. Arin, heimatlos, ausichtslos treiben die einst wohlhabenden Bürger hin und her.

Wie sehen die Kolostsina-Dörfer heute so vernachlässigt aus! Viele Wäldchen und Baumalleen sind nicht mehr. Wo einst im Sommer wogende Getreidefelder des Landmanns Herz erfreuten, da flagt heute unbebautes, mit Unkraut bewachsenes Land. Nur wenig wird neben den Dörfern bebaut. Daher bleiben Speicher und Bodencäume leer. Fabriken und Werkstätten ruhen, und in den öden Fensterhöhlen wohnt das Grauen. Die höheren Bildungsanstalten sind geschlossen. Die „neue Zeit“ soll Besseres bringen. Arbeitslust und Schaffensfreude die einst den deutschen Kolonisten auszeichneten, sind gesunken.

Wo ist der Märchenprinz, der unser Dornröschen wieder wachlüssen wird? Ob er sich heute durch das viele Dornegestrüpp, das um unsere Dörfer wuchert, seinen Weg bahnen könnte?

Ist's der Bolschewismus? Oder sollen wir eines andern warten?

Das Unglück kam nicht plötzlich über unsere Dörfer, und doch kam es viel zu schnell. Ein Unglück kommt immer zu schnell. Selbst wenn man sein Kommen lange vorher erwartet hat. Es fing an im Juli 1914 sich uns zu nähern. Wir sahen es kommen, langsam, ganz langsam, aber sicher, so sicher!

Uns graute davor. Hundert's Dsch?

Wir wehrten uns mit allerlei erlaubten und unerlaubten Mitteln. Wir kämpften oft verzweifelt. Aber oft zum Schaden unser selbst. Schließlich mußten wir ihm doch weichen. Es ging seinen sichern Weg.

Und doch: Wäre es plötzlich über uns gekommen, es wäre schlimmer für uns ausgefallen. Viele wären dann verzweifelt. Anfangs zählten wir, was uns genommen wurde, dann nur das, was man uns ließ, schließlich galt nur noch das Leben, so schwer es uns auch gemacht wurde.

Als sich die ersten Vorboten des Hungers deutlicher bei uns meldeten, da hatten viele von uns noch Brot. Doch allerlei ungünstige Umstände und Zustände, verursacht durch allerlei sinnlos waltende Kräfte von innen und außen, trieben uns schließlich der Hungerkatastrophe gewaltig entgegen. Die sehr schwache Ernte des vorigen Jahres, die uns zum Teil noch grün geraubt wurde (als „Fourage“), und die totale Mißernte des laufenden Jahres wurden oft als Ursachen des Hungers angegeben. Zum Teil mit Recht. Aber auch nur zum Teil. Der Hunger mußte kommen auch ohne Dürre und Mißernte. Und er kam! Das größte Sterben, das die Welt gesehen hat, nahm seinen Anfang.

Als die Rot, die im Norden des Reiches schon riesigen Umfang angenommen hatte, und ihre Opfer schon nach Tausenden zählte, bei uns im Süden noch nicht ihren Höhepunkt erreicht hatte; als die meisten in unsern Dör-

fern noch täglich ihr Stück Brot hatten; aber als sie schon den Tag kommen sahen, an dem das Letzte verzehrt sein könne; als mancher der Unsern sich schon an Unterernährung gewöhnen mußte, — da schickten wir Hilferufe an unsere Brüder in West-Europa und Nord-Amerika. Das kostete uns Ueberwindung. Aber es mußte sein. Den ersten Hilferuf schickten wir hinüber durch unsere Brüder, die Delegaten Urciuh, Friesen und Barkentin. Damals hatten wir noch keine Ahnung in welcher Form uns etwaige Hilfe zukommen werde. Die Lage in Europa und besonders in Rußland ließ nicht auf großen Erfolg unserer Bemühungen hoffen. Aber wir riefen um Hilfe im Vertrauen, daß Der, Der Wolken, Lust und Winden gibt Wege, Lauf und Wahn auch Wege finden werde, auf welchen uns Hilfe zukommen könne. Das war kurz vor Weihnachten 1919.

Um jene Zeit kam unsere Schwesterkolonie, die Alte-Kolonie, schon in große Drangsal. Sie war die erste unserer Kolonien, die der Hilfe anderer Kolonien bedurfte. Einem alles vernichtenden Orkan gleich wüthete die Pestilenzmuth der Vandalen viele Wochen lang in diesen Dörfern, Elend, Verzweiflung, Apathie, Krankheit, Hunger und ein großes Sterben zurücklassend. Man rief die Wolotschna-Kolonien um Hilfe an. Diese erwiderten den Hilferuf. Sie waren noch immer in der Lage, zu helfen. Das wirre Durcheinander aber des Bürgerkrieges, wo die sich bekämpfenden Parteien mit wechselndem Erfolg auf die Bühne traten, erschwerten und verringerten diese Hilfeleistung bedeutend.

Unsere Abgeordneten waren im Auslande. Lange Zeit hörten wir von ihnen nichts. Wenige Tage nach ihrer Abreise von Halbstadt zogen sich die „Weißen“ in die Krim

zurück, und die „Roten“ zogen auf. Nun hatten wir keine Zählung mehr mit dem Auslande. Nur dunkle Gerüchte tauchten ab und zu auf, bald ungünstige, bald günstige. Wir griffen darnach, wie ein Ertrinkender nach einem Strohhalme greift. Doch äußerst vorsichtig, da wir von allen Seiten bemittelt und beobachtet wurden. Damals hielt die weiße Armee unter Wrangel noch die Krim, wo sie sich für einen neuen Vormarsch im nächsten Frühling vorbereiteten. Der Frühling kam und mit ihm die Wiedereröffnung der Kämpfe. Die rote Armee mußte sich nun wieder zurückziehen und die Weißen gingen langsam vor. Doch konnten letzere der großen Uebermacht der Roten wegen nicht weit vorrücken. Die Wolotschna-Kolonie kam nun wieder unter Regiment der Weißen, die Alte-Kolonie blieb unter roter Herrschaft. Nun tönten wieder mehr Gerüchte über unsere Abgeordneten im Auslande zu uns herüber. Aber es blieben nur Gerüchte. Es kamen keine Briefe von ihnen, die uns irgend welche Gewißheit brachten.

Da gab es eines Tages, im Herbst 1920, etwas unerwartet Neues für uns: Zwei Vertreter der amerikanischen Mennoniten aus Konstantinopel kamen zu uns nach Halbstadt mit der Botschaft, die amerikanischen Mennoniten seien Willens uns zu helfen. Sie führten auch die ersten Briefe von unsern Delegaten mit sich. Es waren die Brüder D. Miller und C. Kratz. Das war frohe Kunde!

Etliche Tage vor dem Eintreffen der Amerikaner war in Halbstadt ein mennonitisches Hilfskomitee gebildet worden. Eigentlich hatte nur eine Reorganisation eines längst bestehenden Komitees stattgefunden, welches vor etlichen Jahren zum Zweck von Hilfeleistung in unsern Tochterkolonien in Sibirien und unter zivildes Gefangenen Deutschen im

Osten Russlands gebildet worden war. Dieses Komitee hatte von Zeit zu Zeit Gaben vermittelnd, auftreten müssen. Nun wurde es bedeutend vergrößert. Auch wurden ihm ganz neue und größere Aufgaben gestellt.

In erster Linie sollte dieses Komitee sich der Notleidenden in den Wolostjha-Kolonien annehmen. Solcher Notleidenden wurden unter uns immer mehr. Die Mittl. hierfür sollten in unsern beiden Wolostjen gesammelt werden. Bei erster Gelegenheit wollten wir aber auch nach Möglichkeit andern mennonitischen Kolonien Hilfe zukommen lassen. Es gab bei uns noch immer Vorräte, auf die wir uns verlassen, so ungern mancher damit vielleicht auch herausrückte. Unsere Erfahrungen auf diesem Gebiete ließen uns hoffen, daß unsere Bemühungen nicht vergeblich sein würden.

Die Vorräte in unsern Kolonien war schon sehr ungleichmäßig verteilt. In manchen Familien war schon Brotnot. Dieses Brotnot machte sich besonders in den Kuhendörfern unserer Kolonie bemerkbar, da sich durch diese Dörfer mehrere Monate hindurch die Front gezogen hatte.

Die Ankunft der amerikanischen Brüder und die Botenschaft, die sie uns brachten, erhöhte sehr die Stimmung unserer Kolonisten und ermutigte nicht wenig das kürzlich gebildete Komitee. Die unsichere Lage aber der Weißen, — diese konnten sich jeden Tag ganz zurückziehen, — stimmte den Ton immer wieder hinab. Denn mit ihnen mußten auch die Amerikaner abziehen.

Doch es galt zu arbeiten, so lange die Möglichkeit dazu vorlag. Es wurden nun weitergehende Pläne entworfen. Die Anwesenheit der amerikanischen Brüder bot uns genügend Garantie für Ausführung dieser Pläne. Unsere eige-

nen Möglichkeiten waren schon sehr begrenzt. Nun durften wir uns weiter hinaus wagen.

Noch einmal machten die Weißen einen gewaltigen Vorstoß. Dadurch kamen wir wieder in Fühlung mit der Alten-Kolonie, ungefähr hundert Werst von uns entfernt. Sofort begaben die amerikanischen Brüder sich auf den Weg nach Alexandrowsk-Schönwiese, um dort den Boden für ihre Arbeit zu sondieren und um, wenn möglich, die Arbeit einzuleiten. Sie mußten jene Gegend aber eiligst wieder verlassen, denn die Weißen zogen sich auf ihre alten Frontlinien zurück. Ihre Lage wurde nun noch unsicherer. Oder sicherer, wie man es nimmt. Ihre Tage waren gezählt. Es waren ihrer nicht mehr viele.

D. Miller fuhr von Alexandrowsk direkt nach Sewastopol in die Krim, um dort Vorbereitungen zu treffen für erwartete Warentransporte, die aus Konstantinopel kommen sollten. Ein dritter amerikanischer Bruder, Mr. Slagel, wurde damit erwartet. Fr. Kratz blieb in Halbstadt wo er in Verbindung mit dem Komitee Vorarbeiten tun wollte. So unsicher die Lage der Weißen auch war, damals hätten wir doch nicht geglaubt, daß unsere Arbeit sobald unterbrochen werden würde. Um wenige Tage schon standen wir wieder unter rotem Regiment. Dieses Mal, wie wir voraussehen, für lange Zeit. Vielleicht für immer. Der Abzug der Weißen und der Kamarsh der Roten vollzogen sich über Erwarten schnell. Fr. Kratz war nun von seinen Mitarbeitern gänzlich abgeschnitten. Die Roten drangen in Filmärzchen vor. Dieses Mal nahmen sie auch die Krim. Die weiße Armee war geschlagen. Sie floh in wilder Hast. Größere Teile setzten hinüber in die Türkei. Auch die Brüder D. Miller und A. Slagel zogen sich nach Konstantinopel zurück.



Dr. Kray, dem angeichts der sich nahesten drohenden Gefahr vielfach geraten worden war, Halbstadt zu verlassen, nach Westopol oder in die Krim zu gehen, um dort die Ereignisse abzuwarten, wollte nicht fahnenflüchtig werden. Er glaubte immer, daß die Roten ihn als neutralen Amerikaner und als Relieferbeiter nicht antasteten würden. Ruhig und gefaßt schaute er dem Kommenden entgegen.

Vielleicht hat er als Amerikaner, unbekannt mit russischen Zuständen, die Lage nicht einschätzen können, vielleicht hat er an die nahe Gefahr nicht geglaubt, vielleicht hätten wir ihm gegenüber energischer aufgetreten und ihn ohne weiteres in die Krim abschieben sollen, vielleicht. . . Ja, so sagt man nachher: Vielleicht? —

Kurz gefaßt: Dr. Kray hat Rußland nicht mehr verlassen dürfen. Am letzten Abend, ehe die Weichen abzogen, hatte man Dr. Kray schon überredet, am nächsten Tage in aller Frühe Halbstadt per Wagen zu verlassen. Es war dieses damals der sicherste Weg.

Der nächste Morgen kam. Dr. Kray und sein Hauswirt Herr P. begaben sich in frühesten Morgenstunden auf die Straße, um sich über die Lage zu informieren. Die Straßen kamen ihnen aussergewöhnlich leer vor. Nur an einer Ecke, wo sie vorbeikommen sollten, sahen sie ein Fuhrwerk und etliche Mannschaft dabei. P. schöpfte Verdacht: Ob das die rote Vorhut ist? So war es!

Unsere Männer wurden verhaftet und zum Kommandanten des Vorstabs der Roten in Muntau gebracht. Dr. Kray wurde, als er sich als Amerikaner und Relieferarbeiter legitimierte, nicht inhaftiert. Der Kommandant verlangte nun, daß sich jemand aus der Gesellschaft für Kray verwende und verbürge. Man rief etliche Komiteemitglieder

und es gelang ihnen, Dr. Kray zu befreien. Au; deren Verantwortung. Später mußten sie ihn der in Halbstadt neuereingesetzten Kommandatur vorstellen. Alles verlief über Erwarten gut.

Es vergingen so fast zwei Wochen. Da eines Tages als sich die Sonne schon zeigen wollte, rief man mich eiligst nach Halbstadt, mit der Meldung, man habe Dr. Kray wieder arretiert. Ich eilte sofort hin, konnte aber schon nichts machen. Man hatte den Verhafteten schon weggeführt. Ich begab mich nun zum Kommandanten von Halbstadt, durch den die Verhaftung stattgefunden hatte. Man empfing mich ganz anständig und fragte nach meinem Begehren. Ich brachte meine Sache vor. — Man hatte gehandelt, wie die gegenwärtige Lage es fordere, so hieß es, und könne für mich leider nichts tun. Ich bat um Erlaubnis, Dr. Kray nachfahren zu dürfen. Vielleicht sei sonst wo etwas zu erreichen. Man erteilte mir sofort die Erlaubnis und auch einen Passierschein in die Gegend, wohin man den Verhafteten gebracht haben sollte. Am demselben Tage aber konnte ich des Kriegszustandes wegen schon nichts weiter unternehmen.

Am andern Morgen begab ich mich mit einem Freund auf den Weg, Dr. Kray zu suchen. Es war ein schwerer Zug, den wir tun mußten. Doch wir taten ihn gerne, wenn auch unter Angst und Bangen. Alle unsere Anstrengungen aber blieben resultatlos. Nur so viel konnten wir ausfindig machen: Man habe Dr. Kray über Sachmut nach Charkow geschickt. Von dort werde man ihn höchstwahrscheinlich über Moskau nach Schweden schicken, etc. Wir haben später nichts mehr über ihn vernommen. Wir glauben nicht, daß man ihm sonst etwas angetan hat. Es ist wohl anzu-

nehmen, daß er irgend einer Krankheit erlegen ist, wie so viele andere in jener Zeit.

Was wir aber über Br. Kray wissen, daß ist, daß er sein Leben gegeben hat im Dienst einer leidenden Menschheit. Und von solchen sagt uns Gottes Wort: „Alles, was ihr getan habt einem meiner geringsten Brüder, das habt ihr mir getan! Gehet ein zu eures Herrn Freude!“ —

Wieder hatten wir lange Zeit keine Verbindung mit der Außenwelt. Desto mehr machte uns die Welt um uns zu schaffen. Schlag auf Schlag folgte nun. Und wir sahen es deutlich kommen: Das Ende mit Schrecken in einem Schrecken ohne Ende.

Oft haben wir uns damals das Wort unseres Herrn vorgehalten: Es wird eine Zeit kommen, da man sagen wird: „Berge fallet über uns und Hügel decket uns!“ Erlebten wir eine Probeaufführung dieser vorhergesagten Zeit? War es schon die Generalprobe?

Eines Tages, im Frühling 1921, kam ein Freund aus dem Kubangebiet im Kaukasus nach Salbstadt und teilte uns mit, daß in Noworossijsk, am Schwarzen Meer im Kubangebiet gelegen, ein amerikanisches Kriegsschiff eingelaufen sei, von dem zwei amerikanische Vertreter — Mennoniten — ans Land gekommen seien, um mit der Sowjetregierung betreffs Hilfsarbeit zu verhandeln. Man habe die Herren bis Rostow a D. gelassen, wo sie auf Antwort aus Moskau gewartet hätten. Doch hätten sie unvorbereiteter Sache wieder abziehen müssen. Dieses Mal waren es die Brüder A. Miller und A. Stengel, die einen Versuch gewagt hatten, bis in unsere Kolonien vorzudringen.

Der Sommer zog ins Land und ging wieder davon, und der Herbst kam (1921). Der Winter verdrängte wieder

den Herbst. Doch war uns keine Hilfe geworden. Was wichtiger für uns war, die Hilfe schien weiter von uns gerückt zu sein. Zimmer stärker ging es mit uns bergab. Die Latvine war nun im Schwauung. Wir versuchten mit eigenen Mitteln bald hier, bald dort der größten Not zu wehren. Wir hätten mehr können. Doch angesichts der leeren Zukunft vor uns wurde der Interessentritt um uns immer enger, und die Willigkeit zu helfen schwand mehr und mehr. Recht oft aber gab es auch rührende Beispiele von Hilfeleistung.

Um Weihnachten 1921 stand's schon recht traurig um unsere Dörfer. Man sah stellenweise schon Haas und allerlei ungläubliche Surrogate. Die ersten Fälle von Hungertod wurden gemeldet.

Also doch!? Der Hungertod in der Wolostschyna?! Es war tatsächlich so weit gekommen!

Der Vertreter des Mennonitischen Verbandes in der Ukraine kam aus Moskau mit der Nachricht, daß Br. A. Miller in Moskau mit der Regierung verhandele, um das Hilfswerk zu beginnen.

Auf einer Konferenz des Verbandes in Margenau, Gnadenfelder Wolost, wurde beschloffen, noch einmal mit lokalen Mitteln einen Anlauf zu machen, um, wenn möglich, dem Schlimmsten zu wehren, bis . . . ja, bis die amerikanische Hilfe einsetze, die nun doch schon so nahe gerückt sei. Wieder einmal so nahe!

In Moskau und in verschiedenen Gebieten arbeiteten schon die Quäker und andere Organisationen. Br. Millers Verhandlungen mit der russ. Regierung versprachen Erfolg. Die Regierung mußte nun mit sich reden lassen. Sie sah ihre Machtlosigkeit, gegen den Hunger anzukämpfen, endlich ein.

Es traf in den mennonitischen Kolonien ein Rundschreiben von Br. Miller ein. „Haltet noch etwas aus! Wir sind demnächst da! Bald kommt die Hilfe!“ das war kurz der Inhalt des langen Schreibens.

Wir hielten aus. Mußten aushalten.

Doch bald, nur zu bald verlagten unsere schwachen Kräfte wieder. Die letzten Truppen wollten die Linie verlassen. . . .

O, wie ist in jenen Tagen die Hilfe herbeigeführt worden!

Wie haben die Gläubigen gebetet, der Herr möge der Hilfe den Weg öffnen. Weit öffnen! Bald öffnen!

Bald? Wann wird das endlich einmal sein? Bald! jeder Tag brachte uns dem großen Sterben mit Weilschuhen näher! Und es vergingen wieder Wochen. Nicht Tage, nein, Wochen! Und die Hilfe war noch nicht da.

Nicht durch Schuld der amerikanischen Brüder. Die hatten ihre Willigkeit zu helfen genügend bewiesen.

. . . .

Bruder Miller kam nun persönlich nach Halbstadt.

Nun ist die Hilfe da!

Wir sahen Br. Miller. Wir hörten ihn sprechen. Wir sprachen selbst mit ihm. Da lag kein Bahn mehr vor.

In Br. Miller hörten und sahen wir die Hilfe verkörpert. Nun wird's werden!

Und wir muhten weiter warten . . . Wars möglich?

Eines Tages, wohl im Februarmonat 1922 durchlief die Nachricht Halbstadt und umliegende Dörfer: In Schönwiese-Alexandrowsk ist über Odessa der erste Transport mit amerikanischen Produkten für die Mennoniten angekommen. Andere Züge sollten über Charkoff kommen. —

Es wurden Rundschäfter ausgesandt. Und — o Wunder! Die Hilfe war in Alexandrowsk! Tatsächlich!

Nur noch etliche Tage, und sie konnte in Halbstadt sein. Nun brachte man die ersten Waggone mit Produkten bis Halbstadt.

Als eines Tages die Einwohner von Halbstadt ihr armes Mittagmahl zu sich nahmen, wobei mancher wohl an die nahe Hilfe gedacht haben mag, erscholl von der nahen Bahnstation ein Pfiff. Eine pfeifende Lokomotive! Die hatten die Halbstädter schon lange nicht mehr gehört. Das mußte etwas Außergewöhnliches bedeuten.

Ob nun die Hilfe da ist?

. . . .

In kurzer Zeit sammelten sich auf der Station eine große Menschenmenge. Vier Waggone mit amerikanischen Produkten waren angekommen. Die Waggone waren plombiert. „Man riet, was die Waggone wohl enthalten könnten? Wehl, weißes Wehl! Zucker, Milch, Fett, Meis, Kakao! Alles Dinge, die von Einst erzählten.“

Das Bolschikomitee und eine Menge Arbeiter erschienen auf dem Platze. Wagen fuhren vor, bespannt mit magern Gäulen. Die Produkte wurden verladen und in ein Lager gebracht.

Die Hilfe war da! Von überall her kamen die Leute nach Halbstadt, um sich an Ort und Stelle zu überzeugen, ob die Hilfe da sei. Sie wurden diesmal nicht getäuscht. Sie war wirklich da.

Am andern Tage wußte es schon das entlegenste Dorf.

Doch viele, besonders unter den Alten, die, wenn sie an geschwundene Herrlichkeit zurückdachten, sich nicht so leicht begeistern ließen, konnten sich nicht ganz zurechtfinden, so sehr sie sich auch über das endliche Eintreffen der Hilfe

freuten. In ihnen klangen noch andere Seiten mit, tief und ernst. Gemischte Gefühle bewegten sie stark: Wie weit sind wir heruntergekommen. Wie weit! Sind wir nicht Bettler geworden? Bettler! Aus wohlhabenden Leuten, die vor kurzem noch verstanden, daß Geben seliger ist als Nehmen. Warum dieser Sturz? Wollte Gott uns durch einen Sturz beizugehen vor einem noch tieferen Fall schützen? Oder. . . Warum?

Wir haben die Liebe Gottes oft nicht verstehen können. Haben sie oft nicht gesehen. Wir haben sie aber nie fahren lassen. Wenn wir auch oft angegriffen wurden. Schwach waren.

„Was ich jetzt tue, verstehst du noch nicht. wirst es aber hernach erfahren“. So lasen wir in Gottes Wort.

— „So will ich meine Hand auf meinen Mund legen . . . und dem Herrn weiter vertrauen!“

So hatte das große Hilfswerk seinen Anfang genommen. Die vielen Bemühungen der amerikanischen Brüder hatten endlich den erwünschten Erfolg gebracht. Von allen Himmelsgegenden hatten sie versucht, bis zu uns vorzudringen, bis sie endlich da waren.

Als Dr. Miller zum erstenmal in Halbstadt zu uns sprach, sagte er unter andern: „Ich weiß nicht, — bin ich schon in Halbstadt, oder bin ich noch nicht da? Es kommt mir fast unglaublich vor, daß ich in Halbstadt sein soll. . .“

Dr. Miller ließ sich in Moscov nieder, wo auch die American Relief Administration ihren Hauptsitz für Rußland hatte. Von dort aus führte er als Direktor der American Mennonite Relief (A. M. R.) die Hilfsarbeit der amerikanischen Mennoniten in ganz Rußland. Als Vertreter der A. M. R. in den Wolgagebieten wurde Dr.

Söppner ernannt. Im Süden Rußlands wurde die Aufsicht über die Arbeit in die Hände Dr. Slagels gelegt. Dr. Slagel schlug sein Hauptquartier in Alexandrowsk am Dnjeper auf. Diese Stadt bot viele Vorteile: Erstens konnte man von hier aus verhältnismäßig leicht alle mennonitischen Kolonien in der Ukraina erreichen, zweitens war diese Stadt in administrativer Hinsicht von Bedeutung, denn es gab recht viele Fragen mit der Regierung zu regeln.

Dr. Slagel wählte sich für die Zentrale des Hilfswerkes eine Anzahl Arbeiter aus der mennonitischen Gesellschaft und richtete sich ganz behaglich ein. Von allen Seiten wurde ihm in dieser Hinsicht Unterstützung zuteil. So gab es in Alexandrowsk ein „Stücklein Amerika“. Der hinein wollte, mußte durch eine Pforte gehen, über welche ein kleines Schild angebracht war mit der Aufschrift: „American Mennonite Relief“ in englischer und in russischer Sprache. Die Zeit hat's gelehrt, daß die Leute diesem Stücklein Amerika den ihm gebührenden Respekt entgegengebracht haben.

In den Wolosten wurden Wolostkomitees, in den Dörfern Dorfkomitees ernannt. Lagerräume, Küchen mit Speisehallen wurden eingerichtet. Und bald war die Speisung im vollen Gange. In etlichen Dörfern schon am nächsten Tage nach Eintreffen der Produkte. Die Vorarbeiten, die überall gemacht worden waren, kamen der Hilfe sehr zuflatten, so daß der ganze Apparat von Anfang an verhältnismäßig gut funktionierte. Nun kamen die Hungerigen herzu, und Tausende erhielten täglich aus den amerikanischen Küchen ihr Mittag. Mit dem Steigen der Not wurde die Rationenzahl erhöht. Ziel später die Not, so wurde entsprechend verringert. Die Not war in den verschiedenen Kolonien nicht gleich. Am meisten litten neben

etlichen kleinen Siedlungen die Woloſſchna und die Alte Kolonie. Am wenigſten hat Memrif gelitten.

Die Bevölkerung eines Dorfes wurde nachdem, was ein jeder Familienvater noch an Nahrungsmitteln beſaß, in Kategorien geteilt. Die Kategorien zerfielen wieder in Gruppen. So gab es in Kategorie 1 z. B. vier Gruppen. Kinder bis zu zehn Jahren, ſtillende Mütter, Kranke, Sieche, Alte über ſechzig Jahren, ſchließlich arbeitsfähige Perſonen.

Am Sand von Kontrolliſten wurde feſtgeſtellt, wer in welcher Kategorie und Gruppe kam. Die Dorfkomitees waren für richtige Aufſtellung dieſer Kontrolliſten verantwortlich. Auch mußten ſich für richtige Zubereitung und Verteilung der Speiſen ſorgen. Den Woloſſkomitees lag es ob, die Dorfkomitees mit Produkten zu verſorgen, und ihre Arbeit zu beaufſichtigen. Inſpektoren mußten von Zeit zu Zeit die Küchen inſpizieren und der Zentrale über den Beſtand der Küchen etc. Bericht erſtatten. Die amerikaniſchen Vertreter machten perſönlich viele Reiſen, um ſich über den Gang der Dinge an Ort und Stelle zu überzeugen. Es verlangte recht viel Einſicht und Arbeit, den ganzen Apparat richtig in Gang zu halten. Neben dieſer Arbeit nach innen gab es noch viel Arbeit nach außen: Die Regelung verſchiedener Angelegenheiten mit der Regierung. Das war oft nicht leicht, beſonders mit Bezug auf etliche Lokalbeamten. Doch haben die WWR-Arbeiter es verſtanden, die meiſten dieſer Fragen günſtig zu löſen. Dank der erſten Auffaſſung der Sache und der Eingabe dem Hilfswerke von ſeiten der amerikaniſchen Vertreter wie auch von ſeiten der meiſten Komiteemitglieder genau die WWR bald das Vertrauen der Regierung und der Geſellſchaft. Dazu trug vielleicht auch noch der Umſtand bei, daß die WWR in ihren

Gebieten verhältnismäßig mehr tat, als alle andern Organſationen.

Eine WWR-Küche. Sie befand ſich in einem Hauſe, das früher als Handlung benützt worden war. Im Vorzimmer war die Küche. Zwei große Keffel dienten zur Herſtellung der Speiſen. Keffel und ſämtliches Geſchirr waren in tabelloſer Ordnung. In einem kleineren Raum befand ſich das Warenlager. Das größte Zimmer war als Speiſehalle eingerichtet. Die Bäckerei war in der Nachbarschaft. — In einer Ecke des Warenlagers ſtand ein Schreibtisch: Die Kanzlei. Die Bücher wurden pünktlich und ſauber geführt.

Des Morgens gab der Lagerverwalter laut Vorſchrift das erforderliche Quantum an Produkten in die Küche. Der Oberkoch mit dem Küchenpersonal bereitete die Speiſen nach beſtehendem Menü zu. Um elf Uhr mußte alles fertig ſein. Das Brot brachte der Bäcker ſchon vorher in die Küche.

Man hatten ſich die Hungernden vor der Küche verſammelt. Im Winter beſonders bei Regenwetter, ſiel es den ſchlecht gekleideten und beſchmutzten Kindern und Alten recht ſchwer lange zu warten. Doch der Hunger diktierte. Der Reihe nach traten nun die Wartenden in die Küche und erhielten in mitgebrachten Gefäßen ihre Ration. Damit gingen ſie in die Speiſehalle, das Erhaltenes zu verzehren. Gewiſſe Gruppen jedoch durſten ihre Ration nach Hauſe erhalten.

Nach Beendigung der Speiſung wurden Küche und Speiſehalle wieder in gehörige Ordnung gebracht. Dann wurde das Haus geſchloſſen.

Man hat ſich manſchmal Abweichungen von den Regeln erlaubt. Doch wurde von den Vertretern dann immer wieder auf Beobachtung derſelben gedrungen. Es ſind auch

Fälle vorgekommen, wo die höhere Leitung energisch eingreifen mußte, besonders wenn Uebergriffe vorgekommen waren. Es sind in der Arbeit auch unliebsame Erscheinungen ins Licht getreten. Für solche Fälle will ich etliche Verslein aus einem Gedichte Gerofs zitieren: „Und warf ich auch zehnmal mein Brot ins Wasser, im Himmel süßt Er, der das Urteil spricht. Ein Schein macht mich noch nicht zum Menschenhasser! Es reut mich nicht!“

\* \* \*

Eine besonders schwierige Aufgabe bildete die Kleiderverteilung. Es trafen aus Amerika mehrere größere Kleiderfabriken ein. Von Alexandrowf wurden sie nach den verschiedenen Arbeitsfeldern geschickt. Als Grundlage bei der Verteilung diente Bevölkerungszahl und Bedürftigkeit einer gegebenen Gegend. Speziell angefertigte Kontrolllisten wurden auch hier benutzt. In der Kleiderverteilung hat besonders Dr. Krehbiel große Arbeit getan. Das war eine gewaltige Leistung seinerseits. Bei Angabe des Kleiderbedarfes für die Kontrolllisten mag viel Unaufrichtigkeit mitgelaufen sein, — die Not ist doch immer und überall ein schlechter Lehrmeister gewesen, — aber urteile man nicht zu streng. Verstehen heißt verzeihen!

Am Anfange des Krieges rieten Kaufleute ihrer Kundschaft, etwas Kleiderstoffe in Vorrat zu kaufen. Der Krieg und seine Begleitererscheinungen, so erklärten sie, werde die Herstellung solcher Bedarfartikel stark verringern, und die Preise müßten dann, selbstredend, steigen. Das kann mehr Geschäftspolitik als Voraussicht von Seiten der Kaufleute gewesen sein, aber die Zeit hat ihnen recht gegeben. Darf ich fragen, mehr als recht? —

Wer hätte es damals geglaubt, daß eine Zeit kommen könnte, wo jegliche Industrie liegen werde, und wo die

Leute nicht genug Kleider haben würden, ihre Blöße zu bedecken. Und doch — wir haben solche Zeiten durchlebt. Die Kleidernot trat als Massenerscheinung auf. Und diese Not ist heute noch nicht geschwunden. Selbst in mennonitischen Siedlungen nicht.

Seit Kriegsbeginn fiel die Kaufkraft unserer Bauern. Man kaufte nur noch das Notwendigste. Alle Vorräte mußten ausschöpfen. Dann kam eine Zeit, wo man nichts mehr kaufen konnte. Dann kam eine Zeit, wo man Kleider als „Kontribution“ geben mußte. Schlechte Sachen durften nicht geliefert werden. Und dann kam eine Zeit, wo der Stärkere in das Haus des Schwächeren ging und sich nahm, was ihm gefiel, und was er vorgab zu brauchen. Oft wurden den Passanten auf der Straße die Hüllen abgezogen. So entstand die große Kleidernot.

Aus größter Leinwand wurden Staatskleider hergestellt. Holzpyantoffeln oder Holzsandalen zierten die Füße. Wenn die Leute auf Frohndienste hinausmußten, besonders bei kaltem schmutzigem Wetter, so zogen sie sich infolge mangelhafter Kleidung allerlei böse Krankheiten zu, die überall auf ihre Opfer lauerten. Es gab Fälle, wo man ungeachtet der Ansteckungsgefahren, nicht vor Leidenhändlungen zurückschreckte.

Die Not macht erfindersch. Allerlei gehäkelte und gewirkte Decken und Schmutzdecken, womit Hausfrauen in guter, alter Zeit ihre Zimmer verschönert hatten, wurden nun aufgetrennt und das Garn, Wolle, Zwirn, Baumwolle — zu nützlichen Sachen verarbeitet. Die Hausindustrie kam wieder auf. Es wurden nach Möglichkeit Seidenraupen gehalten. Die Skofons verarbeiteten die Frauen selbst. So erhielten sie Nähgarn, Garn für Strümpfe oder wenigstens zum Stopfen der Strümpfe.

Das billigste Haustier ist das Schaf. Ein paar Schafe konnte sich ein Bauer bald anschaffen. Er hielt sie der Wolle wegen. Leider konnte er sie nur einmal im Jahre scheren. Aus der Wolle webte man Strümpfe, Jacken, Mützen usw.

Es wurde verschiedenste Fußbekleidung fabriziert, für die man nicht immer einen Namen finden konnte.

In solche Zeit der allgemeinen Kleidernot fiel die große Kleiderhilfe. Es konnte nicht allen nach Bedürfnissen geholfen werden, es wurde aber vielen geholfen. Besonders war die Hilfe an den Kindern bemerkbar.

„Ich bin nackt gewesen, und ihr habt mich gekleidet“, dieses Wort gilt allen denen, die in christlicher Nächstenliebe mitgewirkt haben, die Kleidersendungen so groß zu machen.

\* \* \*

Neben der allgemeinen Hilfe durch die Küchen bestand die sogenannte Paketabteilung (Food-drafts Department). Viele Amerikaner haben vermittels dieser Einrichtung der U. S. A. ihren Freunden und Verwandten persönlich helfen können. Auch in unseren mennonitischen Kolonien sind Tausende von Lebensmittel-Paketen verteilt worden. Später kamen noch die Textilpakete hinzu. Wohl haben sich viele nicht zu den Glücklichen zählen können, die Pakete erhielten. Da aber jedes Paket eine sonst in der Küche berechnete Person für längere Zeit von diesem Recht ausschloß, so konnten an Stelle solcher Ausgeschlossenen andere, die sonst noch nicht an die Reihe kamen, aus den Küchen ihr Mittag erhalten.

\* \* \*

Wie schon erwähnt wurde, erforderte dieses alles sehr viel Arbeit. Bis zur Ernte des Jahres 1922 war die Arbeit

im Wachsen begriffen, fiel nach der Ernte etwas, stieg aber infolge der rücksichtslosen Durchführung der Naturalsteuer bald wieder stark. So ging es noch den ganzen Winter 1922—23 hindurch. Laut Kontrakt mit der Soviet-Regierung durfte die Oberleitung des Hilfswerkes nur in Händen von Amerikanern liegen. Dr. Slagel, der anfangs allein auf dem Plane war, war dem allem nicht gewachsen. Schon im Frühlinge 1922 kamen zwei andere Brüder aus Amerika hinüber: die Herren B. C. Giebert und C. E. Krehbiel. Bruder Giebert machte sich mit der allgemeinen Lage und dem Gang des Hilfswerkes bekannt und begab sich bald wieder nach Hause, um in seiner Heimat den Auftraggebern über alles genau zu berichten. Dr. Krehbiel blieb ca. ein Jahr in der Arbeit und hat durch sein unermüdetes Wirken und Schaffen dem Hilfswerk große Dienste erwiesen. Später traten die Geschwister D. M. u. B. Sofer in die Arbeit. Als Dr. Krehbiel seinen Posten verließ, kam Pred. P. S. Ulrich an seine Stelle. Dieser wieder wurde durch Dr. Joder ersetzt. In den Wolgagebieten leitete die Zeit über Dr. Höppner. Später ging Dr. Schröder ihm zur Hilfe.

Allen Arbeitern lag die Arbeit am Herzen. Alle legten ihr Bestes in die Arbeit. Und die Arbeit gedieh zum Wohle der Leidenden und zur Ehre Gottes.

Die U. S. A. Zentrale in Alexandrowsk. Die Zentrale der WRR befand sich in einer großen Villa, vorm. A. Kopp, in Schönwiese, einem Vorort der Stadt Alexandrowsk. Die se Villa war ein stattlicher dreistöckiger Bau, umgeben von einem schönen Hof mit Garten.

Im untern Stock des Hauses befand sich die WRR-Paketabteilung. Hier wurde der christliche Teil dieser Abteilung besorgt. Die Produkte erhielten die Empfänger vom

Lager der W.M. oder W.M. Von früh bis spät ging's hier ein und aus. Zu Hunderten kamen die Leute täglich — Deutsche, Russen, Juden u. and. — mit allerlei Anliegen und Fragen in die Paketabteilung. Nur in seltenen Fällen konnten die Angestellten die Ansuchen nicht befriedigen.

Im zweiten Stof befand sich die eigentliche Kasse der A. M. R. In der Vorhalle saß an einem Arbeitstisch neben dem Fernsprecher ein Fräulein als „Informator“. Hier gab's fast immer recht lebhaft und abwechselnde Arbeit zu tun. Regierungsbeamte, Komiteemitglieder aus der Provinz, Postboten, Privatleute mit verschiedensten Fragen, um Unterstützung Bittende und einfache Bettler von der Straße usw. drängten sich um den Tisch des geplagten Fräulein, das außerdem noch auf die Klingel des Chefs oder das Gefurte des Fernsprechers achten mußte. Ein jeder der Ansuchen sahien es am eiligsten zu haben und verlangte hier oder dort vorgelassen zu werden. Es gab unter ihnen aber auch solche, die geduldig ein — zwei Tage warten konnten, ehe sie vorkamen. Die Zeit spielte bei ihnen keine Rolle mehr, während Mr. Slagel die Zeit als Geld einschückte. Er befand sich ja nicht in Rußland, so lange er in seiner „Office“ arbeitete. Das war ihm immer ein Stücklein Amerika. Um zwei Uhr nachmittags wurde es in der Vorhalle etwas freier, und das Fräulein begrüßte diese Ebbe immer mit freundlichem Gesicht, so willig sie sonst auch alle Kommenden mit guten Reden begleitete.

Rechts von der Halle führte eine Tür in das Zimmer des „District Supervisors“, von wo aus alle Jäden des Hilfswerks ausgingen, und wo sie auch alle wieder einliefen. Recht oft wurden dem District Supervisor der Jäden

fast zu viele, oder sie wurden ihm zu lang. Aber er mußten sie immer wieder aufnehmen und vertreiben.

Angrenzend an das Zimmer des Chefs war das große Zimmer für die andern Vertreter (Representatives) aus Amerika. Dieses Zimmer befand sich recht oft in schwerem Belagerungszustand.

Auf der linken Seite des Hauses waren die Schriftleitung, die Lagerabteilung und die Buchführung, mit all ihren Leiden und Freuden nach innen und außen.

Im dritten Stof, näher zu den Sternen wohnte eine Anzahl der Angestellten. Recht gerne zogen sie sich dorthin zurück, nachdem die Uhr vier geschlagen hatte, um ihren persönlichen Angelegenheiten nachzugehen. Viele angenehme Stunden haben sie dort oben zusammen verleben dürfen. Schnell wie der Wind entflohen ihnen die sechs Werkstage, denn sie waren immer mit nützlicher Arbeit gefüllt. Und die Art der Arbeit läßt die Langeweile nicht aufkommen. Was die Arbeit in der A.M.R. besonders leicht machte, das war ihr reicher Inhalt.

Auf dem Hofe gab es immer buntes Leben: Dort verteilte der Lagerverwalter aus dem kleinen Lager an Angestellte Produkte; Autoführer standen bereit mit ihren Autos, der Wink des Chefs gewärtig; heitere Kinder aus dem Seitenflügel des Hauses trieben ihre Spiele, lachten oder weinten, je nachdem wie sie im Augenblick fühlten; Mütter oder Väter erteilten durch offene Türen oder Fenster weise Lehren; allerlei Bittsteller versuchten irgend einen Angestellten, mit dem sie näher bekannt waren, abzufangen, um durch seine Vermittlung vielleicht durch eine „Sintertür“ eher vorzukommen; Arbeiter spalteten Holz, das man in großen Blöcken gebracht hatte; über alles das wachende Auge des Hofmeisters, als Hüter der Ord-



nung, bewaffnet mit Besen und Schaufel. „Löff-löff-löff“, so vernahm man plötzlich die Stimme des „Ford“, der irgend wohin eilte, begleitet von enttäuschten Blicken vor der Tür auf Audieng Wartender: Ob vielleicht gerade die Person, auf welche sie heute Einsatz gemacht hatten, davongerollt sei?

Ein jeder, der Einsicht in die Lage hatte, verstand es nur zu bald, daß man die Hungerfrage nur durch Sveifung der Hungernden und Kleidung der Nackten nicht lösen könne. Man müsse die Ursachen des Hungers hinwegräumen, so sagte man sich ganz richtig. Und die Ursache war der allgemeine Verfall der Landwirtschaft. (Wollten wir genauer untersuchen, wir würden auch die Ursachen des Verfalles der Landwirtschaft feststellen können und außerdem auch sonst noch Ursachen des Hungers finden.) Es gab Dörfer, in welchen nur 1 — 2 Arbeitspferde geblieben waren. Man benutzte als Zugtiere die Milchkuhe. Doch viele Bauern hatten auch keine Kuh mehr. Wir sind Zeugen gewesen, wo sich ein Vater mit seinen Kindern vor die Drille spannte, um wenigstens etwas Saat in die Erde zu bringen. — Das Ackergerät war in den Jahren, wo nicht mehr ausgebessert wurde, sehr mangelhaft geworden. Neues konnte nicht angeschafft werden.

„Wiederaufbau!“ — wurde nun das Schlagwort der Lage. Dieses Wort zog sich wie ein roter Faden durch alle öffentlichen Reden, durch die Leitartikel in den Blättern, durch die Gespräche in der Gesellschaft. „Wiederaufbau! Darin ist die Rettung des Landes enthalten!“ — Weislich gedacht und weislich gesprochen. Wie aber wieder aufbauen, wo es an allem fehlt? Niederreißen ist leicht, aufbauen ist schwer. Selbst in normalen Zeiten.

Auch die ARA schätzte die Lage so ein. Sie wollte den mennonitischen Dörfern im Wiederaufbau bedürftig sein. Nach langen Verhandlungen mit der zentralen Regierung gelang es der Organisation eine ARA-Abteilung für landwirtschaftlichen Wiederaufbau zu bilden. Die amerikanischen Glaubensgenossen erwiderten hierauf sofort. Unter der Leitung eines Bruders, G. G. Siebert, wurden 25 Traktore nach Rußland geschickt. Diese kamen im Herbst 1921 in Alexandrowsk an: 17 davon wurden in die Wolofschna geschickt, 8 blieben in der Alten Kolonie. Leider trafen sie etwas spät im Jahre ein, so daß sie schon nicht lange pflügen konnten. Im nächsten Frühling gesellten sich zu dieser Gruppe noch weitere 25 Traktore. Etliche davon gingen in die Arim, andere an die Wolga, in die Samara und Orenburg Kolonien. Die Maschinen arbeiteten vortrefflich.

Dr. Siebert gab sich seiner Aufgabe mit seltener Aufopferung hin. Zur Förderung der Sache war ihm keine Arbeit zu schwer und zu viel. Unter seiner Leitung ist ohne Zweifel alles getan worden, was getan werden konnte. Wenn die Bestungen die Erwartungen nicht befriedigt haben, so sind die Ursachen dieses nicht auf Seiten Dr. Sieberts zu suchen. Wir waren allesamt zu arm, um so ein großes Werk erfolgreich zu bewegen. Von den vielen Hindernissen, die sonst noch in den Weg geworfen wurden, wollen wir hier nicht weiter sprechen.

Man kann diesen Teil des Hilfswerkes verschieden beurteilen, es bleibt immerhin eins bestehen: Es ist die Traktorabteilung in großes Werk, getrieben von aufrichtiger Bruderliebe. Und das darf nicht von ihm genommen werden.

Seit der Ernte 1923 (eigentlich schon eine Zeit vor-

her) hat sich die Lage in unsern Kolonien etwas gebessert. Das Hilfswerk besteht aber noch. Im ganz engen Rahmen. Abschließend.

Dr. Miller richtet seine Blicke heute mehr nach Sibirien, wo der Hunger große Gebiete einnimmt. Auch unsere sibirischen Mennoniten Kolonien sind davon betroffen.

Rußland, mithin auch unsere Kolonien, wird noch lange an den Folgen des Hungers zu leiden haben. Mehr als das: Der Hunger selbst wird noch nicht bald aus den Grenzen jenes Riesereiches verbannt werden. Wohl wurde schon im Frühlinge dieses Jahres dem General-Vertreter der ARA in Mosow von seiten der Sovietregierung gesagt, daß nun der Hunger besiegt sei. Diese Behauptung zusammen mit dem Umstand, daß auf den Märkten Europas russisches Getreide erschien, verstanden die Amerikaner dahin, daß sie nun absehen könnten, daß Rußland sich nun selbst helfen wolle.

Die Hilfe, welche das amerikanische Volk den Völkern Rußlands erwiesen hat, ist nicht einzuschätzen. Sie ist zu groß. Die Weltgeschichte hat nichts Ähnliches aufzuweisen. Die Völker Rußlands werden diese Hilfe nie vergessen können. Doch — es will uns scheinen, daß die ARA sich doch noch etwas zu schnell zurückgezogen hat. Millionen droht dort wieder der Hunger, in allen Teilen des Reiches. Die Getreideausfuhr aus Rußland ist noch kein Beweis, daß dort Ueberfluß an Getreide ist. Die diesjährige Ernte soll im Durchschnitt schwächer ausgefallen sein, als die vorjährige, wie es selbst Sovietautoritäten darstellen. (N. B. Wenn Rußland in früheren Jahren wo der Staatsapparat verhältnismäßig normal lief, große Massen Getreide auf den Weltmarkt brachte, so geschah das immer auf Kosten vieler Darbenden und Hungerriden daheim. Jrgendwo gab es

selbst in guten Jahren, kleinere und größere Gebiete, die mit Unterernährung oder Hunger zu kämpfen hatten. Wie viel mehr gilt das heute.)

Was die Hilfe der ARA dem russischen Reiche gewesen ist, das war die ARA den mennonitischen Kolonien. Sie ist uns mehr, viel mehr gewesen! Ihre Bedeutung liegt für uns nicht nur darin, daß sie Hungernde gespeist und Nakte gekleidet hat. Der sittliche Wert der geleisteten Arbeit ist nicht minder zu unterstreichen. Ehe die Hilfe eingesetzt, lag alles darnieder. Gleichgültigkeit, Rutlosigkeit, Verzagtheit, Verzweiflung fand man überall. Zudem traten allerlei andere unliebliche Erscheinungen auf. Der Hunger ist ein schlechter Lehrmeister. — Die Amerikanische Hilfe richtete die Gebeugten und Zerfahrenen wieder auf. Man fing wieder an, an das Leben zu glauben. In einer Zeit, in der, um mit einem alten lateinischen Sprichwort zu sprechen, „der Mensch des Menschen Wolf ist“, trat so ein gewaltiges Liebeswerk auf den Plan und rief laut, daß es ein jedes hören konnte: „Die Lösung liegt im Lieben, nicht im Hassen!“

Soll ich nun noch ein paar Worte über den Wert des Werkes vom Standpunkt eines Christen fallen lassen? Ich kann als Christ nicht anders. Das Hilfswerk, wenigstens das der ARA, entsprang auf dem Grunde des wahren Christentums, wo der Glaube durch die Liebe tätig ist. Es war Reichsgottesarbeit im vollen Sinn des Wortes.

Und die Hilfe der Amerikaner (ARA) im großen-gangen? Ich glaube nicht zuviel zu sagen, wenn ich behaupte: Das Hilfswerk der ARA war auch ein Gottesdienst! Selbst dort, wo der Geber Gott nicht kennt und bekennt. Es war ein Opfer auf dem Altar mit der Aufschrift: „Dem mende-



kannten Gott!“. Die Wurzeln solcher Werke liegen doch im Christentum.

Die amerikanische Hilfe in unsern Kolonien zieht sich nun mehr und mehr zurück. Sie muß sich zurückziehen, sobald wir uns selber helfen können. Wenigstens in der Form, wie sie zu uns kam: als reine Wohltätigkeit. Sonst verdirbt sie den, der sie annimmt, und sie selbst verdirbt. Alles hat seine Zeit! Dieses Wort jenes Weisen in alten Tagen hat auch hier Bedeutung. Alles hat seine Zeit: Hilfe-entgegennehmen und sich-selbst-helfen.

Die Zukunft unseres Völkchens in Rußland liegt im Dunkeln. Die Zeiten, wie wir sie vor zehn Jahren gehabt haben, werden wohl kaum mehr wiederkehren. Doch wenn man den Menoniten erst einmal wieder Freiheit gäbe, sie würden bald wieder bessere Tage sehen.

Doch wollen wir unsern Weg durch das Dunkel der Zeiten im Lichte unseres Glaubens gehen.

„Weg' hast Du allerwegen,  
an Mitteln fehlt's Dir nicht,

wenn Du, was Deinen Kindern  
ersprießlich ist, willst tun.“

Von demselben Verfasser sind erschienen:

„Gedichte“, Band 1. „Die Himmel erzählen die Ehre Gottes und die Feste verkündigt Seiner Hände Werk.“  
Bf. 19, 2. Preis 35 c.

„Gedichte“, Band 2. „Lehre mich, denn Du bist Gott, der da hilfst.“ Bf. 25, 5. Preis 35 c.

„Wohrlos?“ Preis 45 c.

Zu beziehen durch:

Wenonite Publishing House  
Scottdale, Pa.

und  
Kundschau Publishing House  
672 Arlington St.

Winnipeg, Man.